

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 1 (1925)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Der gelbe Drache [Fortsetzung]  
**Autor:** Mills, Arthur  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-833590>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DER GELBE DRACHE

ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

**E**rinnerst du dich noch an das Mädchen, das wir in der *Boa Vista* getroffen haben?

«W—was? Welches Mädchen?»

«Die mit dem Chinesen Krach hatte. — Ich möchte dich mal was fragen.»

«Lieber Junge, da kann ich dir gar nichts sagen. Sie ist wahrscheinlich wie alle anderen.»

«Nein, das ist sie nicht. Sie ist ganz anders — ich habe sie ein- oder zweimal getroffen — und es ist empörend, daß sie — daß sie dort ist, wo sie ist.»

«Ach, du lieber Gott!» — Eustace setzte sich auf.

«Ich sage dir, sie ist eigentlich eine Dame. Sie ist ganz reizend, wenn man sie näher kennt. Gestern war ich zum Tee bei ihr, ich habe ihr ein paar Bücher mitgenommen. Sie ist noch so jung, es ist geradezu schrecklich —, wenn man nur etwas für sie tun könnte.»

Eustace gab alle Hoffnung auf Schlaf auf und setzte sich auf den Bettrand. Er hatte ohnehin schon die Absicht gehabt, über das Thema, das James eben angeschnitten hatte, mit ihm zu sprechen und nur auf eine passende Gelegenheit gewartet. Es war Tatsache, daß James' Verhalten, seit er Jasmine kennen gelernt hatte, bei Eustace und selbst bei Billy, sofern dieser nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, Besorgnis erregte.

Nicht nur hatte James, wie er selbst zugab, zwei oder dreimal Jasmine besucht, was seine eigene Angelegenheit war, aber man hatte ihn auch auf der Hauptstraße von Hongkong mit ihr gesehen — eine Verletzung aller europäischen Etikettetregeln. Natürlich war er noch nicht lange genug in Ostasien, so daß er das vielleicht wußte.

«Sage mal,» fragte Eustace, «bist du nicht mit ihr gestern so gegen sechs Uhr abends am Bund entlang spaziert?»

«Ja, wir haben uns die Schiffe angesehen.»

«Nun gut, daß der Oberst dich nicht gesehen hat.»

«Warum?»

«Ja, lieber Freund, man geht nicht öffentlich mit einer „Paria-Fee“ spazieren. Damit kann man sich eklig in die Nessen setzen.»

Der Rat war gut gemeint, aber er hatte nur die entgegengesetzte Wirkung. James kochte sofort über:

«Ich tue, was mir paßt. Es ist schon genug, daß man auf dieser gotterverlassenen Insel unter gotterverlassenen Leuten leben muß — ich denke gar nicht daran, auf die Gesellschaft eines intelligenten Menschen zu verzichten, wenn ich sie finde.»

«Du kannst ja in ihrer Gesellschaft sein, so oft es dir paßt — aber nicht gerade in aller Öffentlichkeit.»

«Ich schäme mich nicht, wenn ich mit meiner Freunde ausgehe.»

«Nun — ich kann dir nur sagen, daß du dir Unannehmlichkeiten machen wirst und ihr auch,» warnte ihn Eustace, «diese Mädchen haben ihre zugewiesenen Straßenviertel und dürfen nicht darüber hinaus — höchstens bis zur *Boa Vista*.»

«Ich finde es unerhört, wie die Menschen behandelt werden,» sagte James. «Schließlich ist doch Jasmine eine Weiße wie du und ich. Und ich verstehe überhaupt nicht, wie jemand behaglich zu Hause sitzen kann, bei dem Gedanken, was diese Mädchen für ein Leben ertragen.»

«Warum kommen sie hierher — sie können ja weggehen, wenn sie wollen?»

«Nein, das können sie eben nicht. Sie geraten in die Klauen von irgend einem schrecklichen Kerl, wie Diab, der Hausherr ist und der sie nicht gehen läßt, weil sie ihm Geld schuldig sind, das sie nie bezahlen können. Ihre Ersparnisse nimmt die Bank nicht einmal an, und so wird ihnen selbst das Geld für die Überfahrt immer wieder gestohlen. Sie sind für die weißen Männer hier und werden dafür behandelt, wie man keinen Kuli behandeln würde, und dieselben weißen Männer gehen zur Kirche und beichten zu Ostern und wissen, daß ein paar hundert Meter von ihnen weiße Seelen leben, die sich nicht reiten können.»

James' Augen blitzten aufgereggt.

Eustace folgte seinen Gründen nur teilweise und billigte sie nicht. Zuerst hatte er geglaubt, daß James eine merkwürdige Neigung für die Klub-Bücherei hätte, jetzt schien ihm die Sache aber geradezu gefährlich.

«Nun, es hat keinen Zweck darüber zu streiten,» sagte er besänftigend, «du solltest dich aber nicht mehr öffentlich mit ihr sehen lassen.»

«Das mache ich, wie ich will,» fuhr ihn Ja-

mes an, «und ich gehe sogar am Sonnabend mit Jasmine zum Rennen.»

Und damit stürzte er aus dem Zimmer und war die Tür zu.

«Heiliger Michael!» dachte Eustace, als er allein war. «Ich kann nur Gott danken, daß diese Verrücktheit mich wenigstens nicht befallen hat.»

Und er legte sich wieder auf sein Bett.

## Kapitel 10.

Frauen waren nicht die einzige Quelle der Schwierigkeiten im Leben der drei jungen Offiziere — Geld war ein noch wichtigeres Problem.

Sie gehörten zum Regiments-Poloklub, mußten sich Ponys halten, und jeder hatte zwei chinesische Diener — ihre Kasinorechnungen mit dem Burschenlohn kamen auf fünfundzwanzig Pfund im Monat. Ihr Gehalt war durchaus unzureichend für diese Ausgaben und ihre Privatunterstützung ebenso klein, nur James hatte genügend Mittel von Hause.

Eines Nachmittags saßen sie zu einer Beratung in Billys Zimmer zusammen. Auf der

«Rede doch keinen Unsinn, wir haben nichts zu verkaufen.»

«Na, wir haben doch noch Ben: Dreißig Pfund kann man für ihn kriegen,» meinte Bill gedankenvoll.

Ben, oder mit dem vollen Namen «Benvinuto», war ein kleiner brauner Pony, den Eustace bei einem Besuch in Kanton von einem chinesischen Pferdehändler gekauft hatte, um ihn beim Polo zu benutzen. Aber als Polopony war er ein Mißerfolg, da weder Zureden noch Peitsche ihn an den Ball heranbringen konnten. Außerdem konnte er anscheinend Weiße nicht leiden und versuchte jedesmal Eustace mit den Zähnen oder mit den Hufen eins zu versetzen, wenn er ihm nur nahe kam.

«Hat auch keinen Zweck — keiner wird ein scheußliches Biest kaufen. Er ist ja schnell, aber er läßt sich von keinem Europäer reiten.»

Billy hatte eine Idee.

«Warum versuchen wir eigentlich nicht, mit ihm ein Rennen zu gewinnen?»

«Wer soll ihn reiten? Ich nicht, und wenn ich mich dafür zum Gouverneur mache.»



Der bekannte chinesische Wahrsager und Okkultist Poy Ching Owl, der täglich von prominenten politischen Persönlichkeiten und Großindustriellen im Chinesenviertel von San Francisco aufgesucht wird, die sich seine hellseherischen Ratschläge zunutze ziehen

Veranda stand ein Gentleman indischer Nationalität mit einem Papier in der Hand. Er war der Vertreter einer Eingeborenen-Schneiderfirma und wünschte von Eustace die Rechnung über zwei Anzüge, einige Strümpfe und Wäsche zu kassieren.

«Ich habe ihm gesagt, daß er die Sachen wieder mitkriegen kann,» sagte Eustace, «aber das will er nicht. Er sagt, sie wären nach Maß gemacht, und ich hätte sie getragen.»

«Ich habe mich gleich gewundert, warum du dir so eine Menge Zeug hast machen lassen — du wußtest doch, daß du nicht bezahlen kannst,» sagte Billy.

Billy war in seiner Garderobe höchst sparsam. Er ließ bei den billigsten Eingeborenen-Schneider arbeiten und wählte stets die billigsten Stoffe. Vergeblich hatte Eustace versucht, Billys Geschmack zu ändern.

«Wenn man Offizier ist, muß man sich auch wie ein Offizier anziehen,» sagte Eustace und sah verächtlich den fertiggekauften Rock an, den Billy trug.

«Jedenfalls steht der Kerl draußen,» warf James ein, «und will nicht gehen, bis die Rechnung bezahlt ist. Und keiner von uns hat Geld.»

«Er muß warten,» sagte Billy, steckte die Hände in die Taschen und streckte die Beine aus. «Aus einem Stein kann man kein Wasser quetschen.»

«Rede bloß nicht in Sprichwörtern — der Bursche wird ekelhaft; wenn ich die Rechnung nicht bezahle, bringt er sie ins Dienstzimmer.»

«Sie hätten ihn überhaupt nicht durchs Kassennetz lassen sollen — ich werde mal mit dem Wachhabenden sprechen,» sagte Billy.

«Das hat jetzt auch keinen Zweck, nun ist er mal hier. Wir werden was verkaufen müssen,» warf James ein.

Inzwischen hatte der farbige Kassierer auf der Veranda geduldig gewartet. Jetzt trat er näher und steckte den Kopf vorsichtig durch die Tür. Bill sah ihn an.

«Kommen Sie mir nicht mit Ihren schmutzigen Füßen auf meinen sauberen Teppich!»

Der Eingeborene zog sich zurück, blieb stehen und sah Billy mit seinen großen, fragenden, braunen Augen an.

«Unverschämter Kerl!» Billy blickte sich und nahm einen Schuh auf.

Der Inder verschwand hinter der Tür. Dort, im Schutze des Türrahmens, steckte er wieder den Kopf um die Ecke.

«Herr Offizier nicht zahlen? Ich gehen sofort Herr Oberst sagen.»

Der Stiefel flog mit großer Genauigkeit aus Billys Hand gerade an der Nase des Eingeborenen vorbei und krachte an das Verandageländer.

«Nicht doch — dummer Kerl!» tadelte Eustace. «Jetzt geht er geradeswegs zum Oberst. Schnell — schnell! Er ist schon weg.»

James und Billy sprangen zur Treppe und erwischten den Eingeborenen gerade noch. Sie führten ihn in Billys Zimmer zurück und stellten sich zwischen ihn und die Tür.

In diesem Augenblick kam die Kasino-Ordnanz und brachte James eine Visitenkarte.

«Wenn das ein anderer Gläubiger ist, trifft mich der Schlag; meine Nerven halten das nicht aus,» sagte Billy.

James sah auf die Karte und lachte:

«Nein, keine Angst, das ist ein Besuch für mich, eine Bekanntschaft vom Schiff. Er heißt Vicomte de Voiza, aber er ist eigentlich ein Engländer und ein netter Kerl.»

«Ein Vicomte? — klingt sehr gut — laß ihn rauskommen.»

James zeigte auf den Eingeborenen in der Ecke.

«Können wir den da nicht los werden? Das ist doch sehr unangenehm.»

«Nein,» sagte Eustace energisch, «wie wir ihn los lassen, geht er zum Oberst. — Ich weiß, was ich tue, ich werde mir noch ein paar Kleider bestellen. — Sie, kommen Sie mal her,» rief er den Eingeborenen. «Wo ist Ihr Zentimetermaß?»

«Wir nicht neue Kleider geben, wenn nicht alle Kleider zahlen,» protestierte der Eingeborene.

«Streiten Sie sich nicht mit mir rum — machen Sie, was ich Ihnen sage!» Eustace hob die Arme über den Kopf und winkte dem Mann, den Brustumfang zu messen.

Und so stand er, als der Vicomte de Voiza eintrat.

«Hallo — wie geht's?» sagte James. «Freut mich, daß Sie mich besucht haben. Darf ich Sie mit Appleton und Fraser bekannt machen?»

Der Vicomte schüttete vergnügt die Hände.

«Da kann ich mich besichtigen.»

«Da bin ich. Ich habe Sie beim Wort genommen — ich komme zurück, wie ein falsches Dollarstück.»

Er war sehr elegant in einen hellen Anzug gekleidet und trug einen braunen Filzhut, an dessen Band eine Feder steckte. Sein Gesicht war rot angelaufen und machte durchaus den Eindruck eines selbstzufriedenen Mannes.

«Sie bleiben doch zum Frühstück?» fragte James.

«Gern,» sagte der Vicomte herzlich. «Ich werde mir nur erst eine Wohnung in der Stadt besorgen, ich bin eben erst gelandet.»

«Famos!» sagte Billy, der schnell Gefallen an Leuten fand und durch das Zwinkern in den Augen des Besuchers und seine selbstsichere Art schon gewonnen war.

Eustace dachte an die neue Belastung der schon stark angespannten Kasinorechnung durch den neuen Gast, und schnitt James hinter dem Rücken des Vicomte ein Gesicht. Aber Billy war nicht anzuhalten.

«Laß doch ein Gedeck extra auflegen,» sagte er zu Eustace.

Eustace wandte sich unwillig um, aber der indische Kassierer dachte, er wollte ihm entwischen; seine Rechnung schwankend, wiederholte er seine Klage.

«Herr Offizier noch müssen bezahlen hier ja.»

Billy und James starrten ihn finster an, aber der Mann war nicht mehr einzuschätzen.

«Sie nicht bezahlen? Ich gehen Sahib Oberst.»

«Hol der Teufel den Kerl,» sagte Eustace und war am Ende seines Witzes. Billy hieß es für das Beste, dem Besucher klaren Wein einzuschenken.

«Das ist einer von den verdammten indischen Schneidern,» sagte er dem Vicomte, «Eustace hatte sich Sachen bestellt, und jetzt will der Kerl sein Geld. Wenn er es nicht kriegt, wird er uns dem Obersten melden.»

Der Vicomte nickte teilnahmsvoll.

«Schmutziger Hund!» sagte er. Dann wandte er sich zu dem Eingeborenen und sprach schnell mit ihm in einer Sprache, die keiner der anderen drei verstand. Das Wesen des Inders veränderte sich im Augenblick, er verbeugte sich tief und schob sich aus dem Zimmer.

«Vorläufig wird er Sie in Ruhe lassen,» sagte der Vicomte.

Eustace sah ihn bewundernd an.

«Wie haben Sie denn das gemacht?»

«Ich habe mit ihm in seiner Sprache gesprochen und habe ihm gesagt, ich wäre Ihr Vetter und sehr reich, und wenn er sich ordentlich bemühe, würde ich nicht nur Ihre Rechnung bezahlen, sondern auch selbst bei ihm arbeiten lassen. Und wenn ich ihn hier nochmals erwische, würde ich die Polizei rufen. Wenn man mit den Burschen in ihrer Sprache redet, glauben sie alles.»

«Das ist ja großartig — wollen Sie einen trinken?» fragte Billy und klopfte den Vicomte auf die Schulter.

«Danke. Ein kleines Gläschen kann mir nichts schaden.»

Sie tranken alle kleine Gläschchen und zu wiederholten Malen, so daß sie beim Frühstück in bester Laune waren.

Als die Mahlzeit zu Ende ging, hatten sie dem Vicomte ihre Schwierigkeiten anvertraut. Er war ein sehr teilnahmloser Zuhörer.

«Ich weiß, ich weiß,» sagte er, «es ist ekelhaft, wenn das Geld zu Ende geht und man kein neues machen kann. Aber ihr habt doch nächste Woche ein Rennen!»

«Ja, natürlich. Derby-Rennen, vier Tage lang.»

«Könnt ihr nicht einen Ritt anmelden?»

(Fortsetzung Seite 10.)

(Fortsetzung von Seite 7)

James dachte an die Geschichte des Vicomte über seine früheren Rennerfahrungen, und ein Gedanke kam ihm.

«Warum willst du denn nicht Ben für ein Rennen melden? Schnell ist er auf alle Fälle,» sagte er zu Fustace.

«Aber er ist nicht trainiert und wirft seine Reiter wahrscheinlich an den Pfeilen.»

«Wer ist Ben?» fragte der Vicomte.

«Ein chinesischer Pony, den Eustace gekauft hat, erklärte Billy, «er wollte einen Polopony aus ihm machen, aber er ist so ein übelnauliges Biest, daß er niemand auf seinen Rücken läßt.»

jetzt in einer ganz anderen Reitart. Er lag gekrümmt über Bens Rücken, hielt die Zügel mit beiden Händen ganz dicht am Kopf, und Ben venute galoppierte wie vom Teufel besessen.

Noch nie zuvor hatten die Offiziere ihn in solcher Schnelligkeit gesehen. Der Vicomte hielt an, sprang ab, klopfte dem Pony den Hals und winkte dem Mafo.

«Wann schließt die Meldung?» fragte er.

«Ich glaube heute abend. Hat er eine Chance beim Rennen?» fragte Eustace aufgeregt.

«Well — das kommt drauf an, was mir mit

Ausdrücken der chinesischen Pferdeknechte gesprochen hatte.

Aber soviel auch der Vicomte über seine vergangenen Erfahrungen sprach, so wenig äußerte er sich über die Gegenwart. Der Grund seines Besuches in China blieb ein Geheimnis. Er ließ die einzige Andeutung fallen, daß seine Geschäfte von der Ankunft eines Dampfers in Macao abhingen und er in den nächsten Tagen dort mit einem Chinesen sprechen müßte.

James war von dem kleinen Mann wie bewußt. Trotz des vergnüglichen Trinkergesichtes war etwas Hartes und Zielbewußtes an ihm.

«Von mir aus kann er ihn nach Hause nehmen und dort beim Derby reiten,» sagte Eustace, der das Kaufgeld für Ben noch nicht verabscheut hatte.

Als James diese Nacht seine letzte Zigarette im Bett rauchte, ließ er das Leben in der chinesischen Garnison an sich vorüberziehen. Es schien, als wenn man auch außerhalb Londons hin und wieder interessante Menschen finden könnte. Seine letzten Gedanken galten Jasmine, wie sie in ihrem blumenduftenden Zimmer saß und über den Hafen blickte. Er dachte an ihre freimütigen, blauen Augen, an die gräßliche Ge-



Ein Freiballon-Aufstieg in Schlieren

Der bekannte Zürcher Sportmann Walo Gerber unternahm am Donnerstag eine prächtig gelungene Fahrt mit dem Ballon der Sektion Ostschweiz des S.A.C. Das Bild links zeigt das Abnehmen des Ballastes, Bild rechts die Passagiere: Die Herren Gamponi, Vogel, Camper und zu äußerst rechts den Führer Major Gerber.

Phot. W. H. G.

«Chinesische Ponys haben merkwürdige Läufe,» sagte der Vicomte gedankenvoll, «ich würde ihn gern nach dem Essen mal sehen. Seit Jahren habe ich auf keinem chinesischen Pony gesessen.»

Nach dem Frühstück ging die Gesellschaft in den Stall, um Benvenuto zu besichtigen. Er wurde von seinem Mafo, dem Pferdeburse, herausgeführt, rollte die Augen, als man das Weisse sah und machte einen so verbrecherischen Eindruck, wie es nur ein chinesischer Pony kann. Eustace fühlte sich als Besitzer verpflichtet, etwas zu tun, wollte ihn streicheln und nahm die Hand gerade noch schnell genug weg, um Bens Zähnen zu entgehen.

Der Vicomte sah das Pferd nachdenklich an. «Woher haben Sie ihn?» fragte er Eustace.

Eustace beschrieb ihm, wo er in Kanton den Pony gekauft hatte.

«Das ist sonderbar,» sagte der Vicomte und starrte den Pony genau an. «Könnte ich ihn mal hier irgendwo in Ruhe ein bißchen bewegen?»

«Wir können auf den Poloplatz gehen, dort ist niemand. Aber ich warne Sie, er benimmt sich wie ein Teufel.»

«Schon gut,» lachte der Vicomte, «ich glaube, ich habe schlummernd geritten.»

Eine Viertelstunde später standen die drei Offiziere, ihr Besucher und Benvenuto auf dem Poloplatz.

«Passen Sie bloß auf, daß er Sie nicht erwischts,» warnte Eustace, als Ben seine Tänze begann, während der chinesische Bursche mit beiden Händen an seinem Kopf festhielt.

«Laß ihn los,» sagte der Vicomte zu dem Mafo.

Der Pferdeburse gehorchte dem Befehl, und Benvenuto machte sofort eine halbe Wendung und stellte sich so, daß er den Vicomte sofort mit seinen Hinterhufen angreifen konnte. Der Vicomte blieb ganz ruhig stehen und sprach mit dem Pony in einer leisen, schmeichelnden Sprache, die die anderen nicht verstanden, nur der chinesische Pferdeburse schien zu verstehen, denn er grinste. Benvenuto sah den Vicomte misstrauisch an. Aber er stellte die Ohren aus ihrer bedrohlichen Rüttelklage doch auf. Wieder sprach der Vicomte zu ihm und streckte die Hand aus. Benvenuto machte wieder eine halbe Wendung, zögerte und kam dann mit vorgestrecktem Kopfe an.

«Er heißt Ihnen die Hand ab,» rief Eustace erschreckt.

«Laßt ihn nur, er weiß schon, was er macht,» sagte Billy, der den Vicomte genau beobachtete.

Der Vicomte stand ganz ruhig, langsam kam der Pony näher und leckte seine Hand. Der Vicomte klopfte ihm den Hals, faßte die Zügel und sprang in den Sattel. Leise trieb er den Pony mit den Beinen an, brachte ihn in Trab und lenkte ihn über den Platz. An den Malposten wandte er und kam wieder zurück, aber

ihm inzwischen machen. Aber ich würde ihn für das Derby melden.»

«Für das Derby?» riefen die Offiziere wie mit einer Stimme.

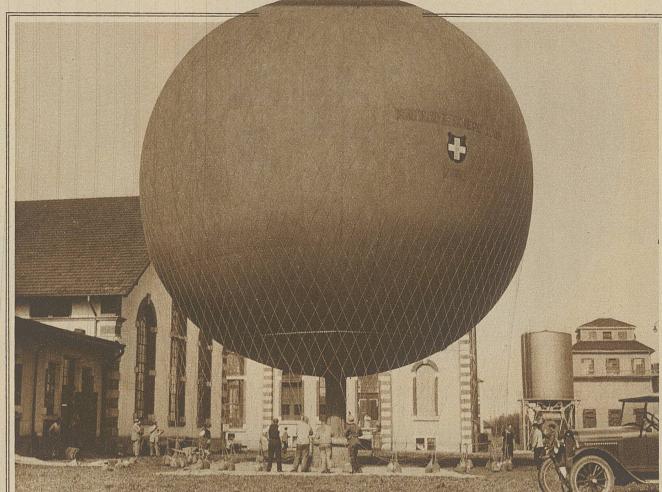
«Ja wohl. Da kann er ganz schöne Odds herausholen. Wollen Sie heute abend mit mir im Hongkong-Hotel essen?»

Die Abendgesellschaft des Vicomte war eine Einladung, die keiner der Gäste je vergaß. Als es im Hotel ankamen, wartete der Gastgeber bereits in der Bar. Hier saß er, wie er sagte, seit sechs Uhr, aber nichts verrät die erstaunliche Menge von Flüssigkeiten, die er in dieser Zeit

auffallend waren die zwinkernden Augen, schnell und hell und doch wie Schleier über einer geheimnisvollen Welt, und manchmal mit einem Ausdruck ruhelosen, unzufriedenen Sprechens.

«Ich möchte wissen, was er wirklich hier macht,» sagte James zu Eustace, als sie zusammen um Mitternacht zur Kaserne zurückwanderten.

«Gott weiß,» sagte Eustace, «er treibt sich in der Welt herum und nimmt mit, was er erwischen kann. Die Sorte findet man in den Vertragshäfen häufig; da leben und sterben sie.»



Der Ballon beim Füllen

Phot. W. H. G.

heruntergegossen hatte. «Wie James schon auf dem Schiff bemerkte, war der Vicomte einer jener Menschen, die nie ganz betrunken sind.

Wenn eine Abendgesellschaft zu Ende ging, fiel er manchmal in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn nichts erwecken konnte, aber solange er wach war, arbeitete sein Gehirn fehlerlos.

Bei diesem Essen übernahm der Vicomte die Unterhaltung. Das berühmte goldene Zigarettenetui mit den eingravierten Hafennamen lag auf dem Tisch. Aber selbst diese Häfen umfaßten nicht das gesamte Gebiet seiner Reisen. Er sprach von den Zwergvölkern in Afrika, von Alaska und von den Grasebenen in Australien.

Er schien überall gewesen zu sein, alles gesehen und alles gemacht zu haben. Die Offiziere hatten schon bemerkt, wie viele Sprachen er meisteerte, wie er mit dem Schneider fließend indisch und mit dem widerspenstigen Benvenuto in den

«Merkwürdig, daß er keinen Freund zu haben scheint,» sagte James. «Auch auf dem Schiff hat er sich mit niemand angefreundet.»

«Diese Leute halten sich meist sehr für sich. Je weniger man sie kennt, desto besser. Ein Einführungsbrief an die Regierung würde ihm gar nichts nützen, glaube ich — da wird viel zu viel gefragt.»

«Aber reiten kann er,» sagte Billy, «es war großartig, wie er den alten Ben ran nahm. Halt ihn gesehen, wie er gesessen und wie er die Zügel gehalten hat? Wie ein alter Professional.»

«Er hat sicher schon Rennen geritten — aber ich halte es trotzdem für Unsinn, was er von Ben und dem Derby sagt.»

«Wir wollen sehen, wie wir mit dem Pony weiter kommen,» schlug Billy vor. «Heiliger Gott, wenn ein Wunder geschieht und der Pony gewinnt, könnte man fünfzig für eins kriegen. Das käme uns allen großartig zustatten.»

sellschaft, unter der sie lebte, an die schmutzige, schlecht riechende Strafe, und seine Seele empörte sich dagegen, daß solches geschehen durfte.

#### Kapitel 11.

Das Wettlaufen von einem Dutzend kurzbeiniger, faßbauchiger chinesischer Ponys über ein paar tausend Meter mag der Welt im allgemeinen klein erscheinen, aber für Hongkong ist das Derby eins der wichtigsten Ereignisse im Jahr; zu Rennwochen kommen die Besucher von Kanton Macao, Shanghai, ja selbst von Manila, Tientsin und Singapore. Die Hotels sind voll, Diners und Tanzgesellschaften werden veranstaltet, und vier oder fünf Tage lang gibt es nur Festlichkeiten in Viktoria.

In diesen Tagen werden die Besitzer und Herrenreiter der Pferde große Persönlichkeiten. So war das Erscheinen von P. K. Pink im Club der Grund für vieles Flüstern, Anstoßen und Kopfnicken. Man wußte, daß Pink von Schanghai kam, um den Favoriten, Tini Bluetta «Minoruz» zu reiten. Pink war der populärste chinesische Rennreiter, und was er nicht von chinesischen Ponys wußte, wußte keiner. Er hatte schon eine Unzahl Rennen gewonnen, und Tiny war glücklich, sich ihm gesichert zu haben.

P. K. Pink war natürlich Herrenreiter wie alle anderen europäischen Reiter auch. Es gab einige berufsmäßige chinesische und malaiische Jockeys, aber man hielt einen guten Herrenreiter für besser. P. K. Pink war ein alter «Chinaman», ein vertrockneter Bursche von etwa vierzig Jahren. Er war mit achtzehn Jahren nach Ostasien gekommen und hatte eine Stellung in einer Firma. Vorher hatte er nie auf einem Pferd gesessen, und es war überraschend, wie er sich selbst das Reiten beigebracht hatte. Jetzt war er ein Rennreiter von Ruf und teilte durchaus die Ueberzeugung der anderen, daß er nichts mehr zu lernen hatte.

In den Tagen vor dem Rennen sah man ihn oft mit Tiny im Gespräch in einer Ecke im Club. Bluetta hatte die Gewohnheit, seine Wetten erst kurz vor dem Rennstage abzuschließen, so konnte er die neuesten Urteile, die Pink über die Aussichten seines Ponys und der anderen Pferde hatte, verwerfen. Am Morgen des Derbyrennens traf sich Tiny mit seinem Reiter nochmals im Club. Sie zogen sich an einen Eckstisch in der Bar zurück und flüsterten dort, von vielen Augenpaaren beobachtet.

Nun wird natürlich niemand behaupten, daß ein Mann wie Pink achtzehn Jahre lang auf chinesischen Ponys geritten hat, ohne etwas davon zu verstehen. Er wußte wirklich viel mehr als die anderen Herrenreiter.

An den letzten Tagen vor dem Rennen ging er frühmorgens stets nach Happy Valley, um die Ponys bei der Arbeit zu beobachten. So konnte er sorgfältig verwerfen und an Tiny bestechen, was er sah. (Forts. folgt.)